

Für eine nachkonziliare Form der Volksmission

Wer heute das Wort „Volksmission“ in die Diskussion einführt, kann nicht mehr sicher sein, daß er von allen sogleich verstanden wird¹. Nicht, daß sie im unklaren darüber gelassen wären, ob sie an eine Einzelmision in einer Territorialpfarrei, an eine Mission in einem Pfarrverband, an eine Simultanmission in mehreren zusammenhängenden Gemeinden oder an eine sogenannte Gebietsmission zu denken hätten, macht das Problem aus. Eher dürfte es darin zu sehen sein, daß von derlei pastoralen Vorgängen heute wenig bekannt ist, obgleich es sie landauf, landab – allerdings nicht „landläufig“, sondern vereinzelt – gibt². Daß sie also kaum wahrgenommen werden, mag bereits ein Hinweis darauf sein, daß sich in ihnen heute pastoral wenig abspielt. Damit könnte zusammenhängen, warum der neue Codex in Can. 770 in Anlehnung an Can. 1349 des alten Codex die (Volks-) Mission als ein Instrument der Seelsorge in Erinnerung ruft, gleichzeitig aber dazu auffordert, „andere, den Erfordernissen entsprechende Formen“ der missionarischen Pastoral zu entwickeln.

Die konkreten Erfahrungen mit der Praxis der Mission der letzten 25 Jahre in der Diözese Passau unterstreichen das Erfordernis, der bisherigen Missionspraxis andere Weisen missionarischer Arbeit an die Seite zu stellen. Man muß aus pastoraler Verantwortung sagen, daß die bisherige Missionspraxis den heutigen pastoralen Erfordernissen nur mehr begrenzt gerecht werden kann. Das ist der Grund, weshalb über ergänzende Weisen missionarischer Arbeit nachzudenken und nach Leitorientierungen zu fragen ist, nach denen heute missionarisch zu arbeiten wäre.

Kriterien einer neuen missionarischen Praxis

Es entspricht praktisch-theologischer Methodik, auf der Suche nach Kriterien für eine neue missionarische Praxis gegenwärtige pastorale Entwicklungen anzuschauen und auf ihre Theorien zu befragen, und dies zumal dann, wenn solche Entwicklungen in eben der Diözese zu beobachten sind, für die die Erfahrungen der Missionspraxis der letzten Jahrzehnte konkret vorliegen³. Darüber hinaus sind selbstverständlich auch pastorale Entwicklungen anderswo, wie zum Beispiel in Lateinamerika, in unsere Tour d'horizon einzubeziehen. Erst dann kommen auch theoretische Entwürfe in Frage, zumal solche, die in ihrer Generallinie mit den

tatsächlich in Gang befindlichen pastoralen Entwicklungen übereinstimmen, nämlich darin, die pastorale Arbeit an der Perspektive der individuellen und kollektiven Subjektwerdung unter den Augen Gottes auszurichten. Aus einer solchen Zusammenschau, die hier nicht zu leisten ist⁴, ergeben sich Kriterien, die als Leitorientierungen einer neuen missionarischen Praxis gelten können.

1. Vom Institutionellen zum Personellen

Alle in der Studie „Missionarische Gemeindebildung“ genannten Vorgänge bzw. Entwürfe deuten eine Verlagerung vom Institutionellen zum Personellen an, von der Gemeindeorganisation zur „Ekklesiogenese“. In der heutigen, am Konzil und seinen Konstitutionen *Lumen gentium* und *Gaudium et spes* ausgerichteten Pastoral geht es, wie Johann Baptist Metz sagt, um „die solidarische Subjektwerdung des Menschen vor den Augen Gottes“⁵, also um das Werden von Kirche, eine „Kirchengeburt“, in der das gesamte Gottesvolk zum Subjekt der Grundvollzüge der Kirche, der „*Communio* wie *Missio*“⁶, wird.

Die Wiederentdeckung der Kirche als Volk Gottes bildete die theologische Basiskategorie des Zweiten Vatikanischen Konzils, weshalb der Schlußbericht der außerordentlichen Bischofssynode vom November 1985 mit Recht darauf insistiert, daß in der „*Communio*-Ekklesiologie“ „die zentrale und grundlegende Idee der Konzilsdokumente“ zu sehen sei⁷. Man muß freilich feststellen, daß dies eher nur für die „Dokumente“, nicht aber im gleichen Maß für das kirchliche Bewußtsein gilt⁸. Das vorkonziliare Kirchenverständnis droht mittlerweile die Konzilsdokumente zu überlagern und in ihrer Aussagewirksamkeit zu beeinträchtigen. Von daher tat die Stellungnahme der Deutschen Bischofskonferenz zu den „*Lineamenta*“ für die ordentliche Bischofssynode von 1987 gut daran, darauf hinzuweisen, „Kirche nicht als zusammengesetzt aus in sich stehenden Blöcken – hierarchische Amtsträger und Laien, Weltchristen und Ordenschristen – zu sehen, sondern die Unterscheidungen auf das Gemeinsame zurückzubeziehen und vom Gemeinsamen her zu lesen“.

Eine von der Hierarchie besorgte Gemeindeorganisation reicht heute in der Seelsorge längst nicht mehr aus. Sie hat sich statt dessen mehr auf die Subjektwerdung des einzelnen zu besinnen. Dies um so mehr, als in unseren Gemeinden häufig eine Mittelschicht tonangebend ist, die sich zwar am Leitbild des „bürgerlichen“ Subjekts, aber weniger an dem des „solidarischen“ Subjekts nach Maßgabe des Evangeliums zu orientieren bereit ist.

2. Von der Rekrutierung (Integration) zur Partizipation

Dieses zweite Kriterium pastoralen Handelns weist heute den Weg von einer schematischen, vordergründigen, den Menschen nicht ernstnehmenden Rekrutierung in Gemeinde/in Kirche (im Sinne formaler Integration) zu einer ihn ins Spiel bringenden Partizipation, über die wirkliche Integration erst möglich wird. In

Partizipationen soll es zur realen, die Menschen verändernden Vermittlung der „Sache Jesu“ mit ihrer Sache kommen. Dieses Kriterium impliziert ein bestimmtes Verständnis von Gemeinden. Sie sind nicht unverrückbar vorgegebene „Einrichtungen“ (Institutionen); sie als solche erhalten zu wollen, müßte zum Verlust ihrer christlichen Identität, wenn auch nicht sofort ihrer Existenz führen. Sie gewinnen ihre am Evangelium ausgerichtete Identität erst aus der fälligen Aneignung durch Subjekte, eine Identität, die dabei immer nur eine asymptotische bleibt.

3. *Von der strukturorientierten zur prozeßorientierten Gemeinde*

Dieses dem zweiten ähnliche Prinzip artikuliert sein Anliegen im Spannungsfeld der Begriffe Struktur und Prozeß. In strukturorientierten Verhältnissen deutet sich eine Gemeinde von ihren statischen Strukturen her, die sie vorfindet, von denen sie sich in ihren Aufgaben verläßlich getragen weiß. Und in der Tat sind Strukturen zunächst die natürliche Folge erfolgreicher Sozialprozesse, die durch sie dauerhaft gemacht werden. Insofern Strukturen aber als Mechanismen der Reduktion von Komplexität von Prozessen fungieren, wirken sie prozeßselektierend bis prozeßfeindlich. Eine prozeßorientierte Gemeinde (den Begriff im Sinn eines pastoralen Suchbilds genommen) verlagert deshalb ihre Aufmerksamkeit von der strukturellen Absicherung – die für sie nie ganz entbehrlich wird und für die Ermöglichung von Prozessen bleibende Bedeutung hat – auf Prozesse, in denen Jesu Botschaft sich dem reflektierenden Leben erschließt.

4. *Von der klerikalen Glaubensvermittlung zur Glaubensvermittlung der Christengemeinde*

Subjekt der Seelsorge einer Gemeinde ist die Christengemeinde als ganze. Die darin erhobene Forderung nach einer Ergänzung der klerikalen Glaubensvermittlung durch das ganze Volk Gottes macht darauf aufmerksam, daß wir in der heutigen pastoralen Situation eher zu wenig Volk, nicht zu wenig Priester haben. Solange sich das Volk als Objekt und die Priester als Subjekt der Seelsorge verstehen bzw. von der jeweils anderen Seite so gesehen werden, solange hat Kirche, hat Gemeinde die Möglichkeiten des Kircheseins noch nicht realisiert.

Bei diesen Überlegungen haben wir uns zu vergegenwärtigen, von wem wir hier sprechen: vom Getauften, von denen, die Gott berufen hat, am Mysterium des Gottesvolkes Anteil zu haben. Mit ihnen schreibt er seine Geschichte. Sie bilden das Volk Gottes, von dem die Kirchenkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils „Lumen gentium“ in Nr. 32 sagt: „Eines ist also das auserwählte Volk Gottes: ein Herr, ein Glaube, eine Taufe (Eph 4, 5); gemeinsam die Würde der Glieder aus der Wiedergeburt in Christus, gemeinsam die Gnade der Kindschaft, gemeinsam die Berufung zur Vollkommenheit, eines ist das Heil, eine die Hoffnung und ungeteilt die Liebe. Es gibt also in Christus und in der Kirche keine Ungleichheit aufgrund von Rasse und Volkszugehörigkeit, sozialer Stellung oder

Geschlecht; denn ‚es gilt nicht mehr Jude und Grieche, nicht Sklave und Freier, nicht Mann und Frau; denn alle seid ihr einer in Christus‘ (Gal 3, 38; vgl. Kol 3, 11).“ Diese Sätze dokumentieren, daß Gott mit den Getauften seine Geschichte schreibt, an der in gemeindlichen Prozessen zu arbeiten ist. Hierbei gewinnt dann die Kategorie der „Erzählung“ Bedeutung⁹.

5. Vom betreuenden Glaubensimport zur Mystagogie

Die Kirche hat davon auszugehen, daß sie nicht erstmals das von ihr „verwaltete“ („allein von ihr auszuteilende“) Heil in eine bis dahin gänzlich heillose Situation „importiert“. Sie macht vielmehr reflex gegenwärtig, daß Gott seine Heilsgeschichte mit dem Menschen vorantreibt. Durch die Begegnung mit Kirche soll allen aufgehen, daß nicht sie das Heil produziert, sondern Gott selbst es ist, „der sich frei liebend dem Menschen übereignet; sie führt vielmehr den Menschen in jenes Geheimnis ein, welches sein Leben immer schon ist“¹⁰. Zumal im Hinblick auf das heutige, vom Säkularismus geprägte Lebensgefühl darf Kirche dieses Lebensgefühl nicht noch einmal dadurch bestärken und verifizieren, daß sie ihr eigenes pastorales Tun als ein „Erst-Dazubringen Gottes“ in eine in sich gänzlich heillose Situation wertet. Sie hat ihn vielmehr in einem mystagogischen Vorgang als immer schon anwesend aufzuweisen.

6. Von der Vergewisserung des Glaubens zur Glaubenserstbegründung

Dieses Prinzip verlagert das Interesse des pastoralen Handelns von der Betreuung vorhandenen Glaubens auf die existentielle Glaubenserstbegründung. Diese ist dabei im Rahmen eines mystagogischen Prozesses zu denken, das heißt als „Her-Stellung“ (im Sinn mystagogischer Wirklichkeiterschließung) von Wirklichkeit, nicht aber als deren „Herstellung“ (im Sinn technischer Produktion). Solcher mystagogischer „Her-Stellung“ nicht oder unzureichend wahrgenommener Wirklichkeit liegt weniger an der „materialen Vollständigkeit“ aller Glaubensinhalte als daran, die Angesprochenen vor die Frage zu bringen, was Gott mit ihnen in Kirche vorhat.

7. Von der diözesan-zentralen Steuerung zur subsidiären Rolle der Ämter

Für das gesamte pastorale Handeln schließlich entscheidet sich viel an der Ausgewogenheit der Beziehungen von Gemeinde- und diözesaner Zuständigkeit. Im Interesse der Ausgewogenheit ist zu verlangen, die Planungen der Diözesanverwaltungen auf die Gemeinden und auf die Gruppen in ihnen zu verlagern, das heißt, das Subsidiaritätsprinzip im pastoralen Alltag zur Geltung zu bringen. Diözesane Gremien dürfen nicht den Gemeinden Aufgaben wegnehmen, die in erster Linie deren Aufgaben sind. Im selben Augenblick, in dem sich diözesane Gremien Zurückhaltung auferlegen, können sich „Gemeindecharismen“ entwickeln, die unter diözesan verordneter Aussperrung kaum gedeihen.

Die bisherige Mission im Licht heutiger pastoraler Kriterien

Im Licht der summarisch genannten heute leitenden pastoralen Kriterien soll nun die herkömmliche Gestalt der Mission angeschaut und kurz diskutiert werden. Hierbei läßt sich sowohl an die Einzelvolks- bzw. Einzelgemeindemission wie an die aus der französischen Mission générale abgeleitete Gebietsmission denken, die sich an ganze geographische Regionen wandte, um sie „auf Dauer in die Kirche zurückzuführen“. Bleiben wir zuerst bei der Einzelvolks- bzw. Einzelgemeindemission; daß man im übrigen vom Begriff der „Volks“-Mission abrückte und dafür allmählich den der Gemeindemission bevorzugte, spiegelt die Tatsache wider, daß der globale Anspruch auf das Volk im Sinn der quantitativen Ganzheit einer Pfarrei längst nicht mehr aufrechtzuerhalten war.

Im Licht der heutigen Kriterien wird deutlich, daß eine einzelne Volks- bzw. Gemeindemission bei allem Guten, zu dem sie führen konnte, das heute für entscheidend Angesehene nicht leisten konnte: daß sich die Gemeindemitglieder als Subjekte ihres Gemeindeseins verstehen. Ihr Organisationskonzept, ihr Charakter der formalisierten Intervention von außen, die Dominanz der exponierten Missionare behinderten eher die Möglichkeit, daß sich die Gemeinden als Subjekt ihres Gemeindeseins fanden. Als bedenklich erscheint auch, daß dieses System auf die Bekehrung der einzelnen drängte, daran arbeitete, sie im Interesse ihres Lebens an den Gnadenstrom der kirchlichen Sakramente anzuschließen, daß dabei aber die Kirche am Ort als der in sich ruhende Hort des Heils erschien, der an sich kaum Strukturen des Unheils, der Verweigerung, der Macht und lebensfeindlicher Traditionen erkennen zu müssen glaubte. Damit hängt wohl zusammen, daß die Missionstheorie anders herum blind war für die gelingenden Lebensfragmente der Leute, für deren Erfahrungen von Nähe, Liebe, Treue im Leben, was alles wenig bedeutete, solange sie nicht sichtbar in den Schoß der Kirche zurückgekehrt waren. Speziell die Gebietsmission, die sich in den sechziger Jahren in vielen Diözesen der Bundesrepublik einer hohen Beliebtheit erfreute, offenbart vor dem Maßstab der heutigen Kriterien in drei Belangen ihre Schwächen: in ihrem Organisationskonzept, in ihrer Zielvorgabe der Integration und in ihrer Zielvorgabe der Gemeinschaftsseelsorge.

1. Organisationskonzept der Gebietsmission

Die Mission wurde (in der Diözese Passau und weniger lang auch in anderen Diözesen wie München und Freising, Regensburg und Speyer) von den Diözesanverwaltungen aus organisiert. Diese schrieben die Maßnahmen vor Ort vor. Die Missionare fühlten sich dadurch sowohl ein wenig an die Kandare genommen wie vor allem geschmeichelt, da das diözesane Interesse ihr missionarisches Ansehen hob. Letzteres erklärt auch die bei manchen damaligen Missionaren anzutreffende Neigung zum „Fundamentalismus“, das heißt zu einer auf Konfrontation gehen-

den Verkündigung, die nicht mit sich reden ließ. Der klerikale Charakter der Verkündigung trat wohl nirgends so deutlich hervor wie bei der Mission.

2. Die Zielvorgabe der Integration

Die Zielvorgabe der Integration bezog sich sowohl auf den einzelnen wie auf die sogenannten Milieus. In Frankreich sprach man davon, durch die missionarischen Bemühungen „ganze Gebiete auf Dauer wieder in die Kirche zurückzuführen“. Wenn dies als „Bekehrung“ bezeichnet wurde, verdeckt das nur mühsam, daß Bekehrung hier eher kirchensoziologischen als theologischen Charakter hatte. Das heißt, man versuchte die Leute zwar an die Kirche zu binden, aber man dachte zu wenig daran, ihr Leben wirklich vor den Horizont Gottes zu bringen. Statt der Subjektwerdung vor den Augen Gottes ging es um die erträumte (und nirgends realisierte) massenhafte Rückführung in den Schoß der Kirche. Die pessimistischen kirchlichen Angaben über das bedrohliche Niveau der Lebensmilieus verleitete zu einer globalen pastoralen Perspektive. Mission stand im Dienst eines Rituals der Integration in eine religiöse Versorgungsorganisation.

3. Die Zielvorgabe der Gemeinschaftsseelsorge

Die Zielvorgabe der Gemeinschaftsseelsorge, das heißt des gemeinschaftlichen Zusammenwirkens aller Priester, Ordensleute, Angehörigen der Katholischen Aktion und ehrenamtlichen Laien eines Gebiets, bedeutete zwar einen deutlichen Schritt über die bis dahin herrschenden pastoralen Verhältnisse hinaus. Es kann aber nicht verborgen bleiben, daß dabei nach wie vor das priesterlich-hierarchische Kirchenbild über den Communio-Charakter des ganzen Gottesvolks dominierte. Als Subjekt der Gemeinschaftsseelsorge galt nach wie vor die hierarchische Kirche, die für ihre Aufgaben in den Laien willkommene Hilfstruppen sah.

Unserem Vergleich der heutigen pastoralen Leitorientierungen mit der bisherigen Mission geht es nicht darum, das Kind mit dem Bad auszuschütten und zu sagen, so etwas wie Mission solle es nicht mehr geben. Vielmehr dürfte bisher schon deutlich geworden sein, daß es um einen missionarischen Neuentwurf geht.

Konkretisierungen einer ergänzenden missionarischen Arbeit

Unsere an heutige pastorale Leitorientierungen angelehnten Konkretisierungen beziehen sich vor allem auf den Begriff des Missionarischen und auf einen neuen Typ des Missionars. Uns liegt daran, neue Vorgänge und Merkmale als „missionarisch“ aufzuzeigen. Die erstaunliche Resistenz des Begriffs Mission läßt zu einer Wiederverlebendigung ihres Symbolcharakters in einer den heutigen Erfordernissen angemessenen Weise ein. Für solche Verlebendigung schlagen wir den Terminus der „missionarischen Gemeindebildung“ vor. In ihr soll es darum gehen,

dem Bedürfnis der Leute nach Erneuerung und Intensivierung des Glaubens im Kontext heutiger Lebens- und Glaubenserfahrungen einen Ausdruck zu verschaffen, der seinerseits symbolkonstituierend wirkt. Damit solche Symbolkonstitution zustande kommt, ist an einen neuen Inhalt des Missionarischen und in der Konsequenz dessen an einen neuen Typ des Missionars zu denken.

1. *Missionarisch bedeutet prozeßhaft*

In der Option für eine „prozeßhafte Mission“ ist an Vorgänge gedacht, in denen Leute in Gruppen und Gemeinschaften in von ihnen selbst getragenen Prozessen als bisher im Glauben eher Sprachlose die Sprache ihres Glaubens erlernen. Da heute das persönliche Erleben in Gruppen und Gemeinschaften einen entscheidenden Ort der Glaubenserfahrung und Glaubensvergewisserung darstellt¹¹, sollte die Mission einen Paradigmenwechsel vollziehen, bei dem die Leute beginnen, ihre Lebens- und Glaubenserfahrungen untereinander auszutauschen. Der gemeinte Paradigmenwechsel wird ansichtig in den Erfahrungen des Katechetischen Kongresses von Freiburg 1983¹², in den Basiserfahrungen der lateinamerikanischen Befreiungstheologie¹³, in ersten Praxisschritten im Passauer Raum¹⁴ sowie in neueren Publikationen¹⁵. Ohne subjektbezogene, von den Subjekten getragene, die Lebensgeschichte einbeziehende Auseinandersetzung mit dem Glauben und ohne strukturelle Voraussetzungen dafür werden die Leute ihren Glauben nur in sehr unvollkommener Weise leben. Dem Suchbild der missionarischen Gemeindebildung liegt daran, daß die Leute in Gruppenprozessen ihre „Religiosität“ in Richtung eines christlichen Glaubens authentifizieren lernen, indem sie immer mehr ihr Leben an Jesus und seiner Botschaft orientieren.

Damit ist an andere Gruppen und Gruppenprozesse gedacht als die, die die Mission bisher schon kennt. Sie operierte erst mit den „Ständen“, dann mit den „Zielgruppen“ (wie Alten, Alleinstehenden, jungen Ehen, Geschiedenen, Wieder-verheirateten). Im Gegensatz dazu ist hier an einen Gruppenstrukturtyp gedacht, der die Gruppe autonom und eigenverantwortlich sein und handeln läßt.

Damit denkt missionarische Gemeindebildung an personenintensive und nicht an massenintensive Szenarios. Sie will Subjekte zu Subjekten ihres Glaubenslebens machen, indem sie Leute zum Erzählen ihrer Lebensgeschichten und zur Begegnung mit der Heiligen Schrift zusammenführt, damit sie auf diese Weise ihren Platz und ihre Aufgaben in der Kirche neu sehen und neu einnehmen lernen. Nach Meinung maßgeblicher Pastoraltheologen stellt heute eine solchermaßen betriebene Basisevangelisierung (einiger weniger) – im Sinn einer sehr persönlichen, intensiven Vermittlung von Leben und Evangelium, nicht im Sinn einer dogmatisch orientierten Indoktrination – die entscheidende Voraussetzung dafür dar, daß die Gemeinden auch in Zukunft existieren werden. Wenn das zutrifft, sollte die Volksmission daraus die Konsequenz ziehen, basisgemeindliche Elemente in ihr Konzept aufzunehmen.

2. Missionarisch bedeutet mystagogisch

Der Begriff und die Sache der Mystagogie erleben in jüngster Zeit eine deutliche Renaissance¹⁶. Mit dem Stichwort der Mystagogie verbindet sich das pastorale Programm, in den Leuten die Überzeugung zu wecken, daß sie aufgrund der Liebesgeschichte Gottes mit ihnen immer schon, allem menschheitsgeschichtlich wie individualgeschichtlich verursachtem Unheil voraus, in einer Heilssituation leben. „Gott ist in der Geschichte eines jeden Menschen gegenwärtig, und dies schon lange, bevor die Kirche tätig wird.“¹⁷ Missionarische Prozesse sind demnach anzusiedeln im Rahmen einer mystagogischen Pastoral. Ihnen darf nicht die Annahme zugrunde liegen, der Mensch befinde sich vor Gott immer eher im Unheil als im Heil. Gerade umgekehrt sollen Menschen die Erfahrung der verbindlichen Nähe Gottes machen können, für die die Kirche ein sichtbares Zeichen ist. Das Mystagogische sollte also ein innerer Aspekt dieser Prozesse sein.

Konkret bedeutet das, die Leute dazu zu bringen, daß sie im Innewerden und Erzählen ihrer Glaubens- und Unglaubensgeschichten sowie in der Begegnung ihres Lebens mit biblischen Geschichten ihr eigenes Leben als Geschichte Gottes mit ihnen sehen lernen. Das ist nicht zu verwirklichen in kurzen, zeitlich knapp befristeten Prozessen, woran man bisher die Mission erkennt.

3. Ein neuer Typ von „Missionaren“

Die hier skizzierte neue Weise missionarischer Arbeit weicht relativ weit von der bisherigen Mission ab und versteht sich gerade darin als ein ergänzendes Moment. Die Abweichung macht nun einen neuen Typ von „Missionar“ erforderlich. Im Rahmen der bisherigen Mission steht der Missionar im Dienst einer möglichst raschen, möglichst viele erreichenden Integration in das Leben der Gemeinde, wobei die Fragen, wie ihr Leben innerlich aussieht, welche Gründe an der Distanzierung der Leute schuld sind, kaum eine Rolle spielen. Hier ist noch einmal an die geäußerte Kritik einer eher kirchensoziologischen als „theologischen“ Bekehrung zu erinnern. Die zeitliche Hintereinanderbeanspruchung der Missionare zwingt sie dazu, die Missionen in festen, formalisierten Gebärden anzubieten. Das verleitet dazu, daß sie sich bei allem Engagement, das ihnen nicht abzusprechen ist, mit ihrer Person, mit ihrer persönlichen Glaubensgeschichte heraushalten, ja, daß sie meinen können, gerade Persönliches verhalte sich sperrig zu ihrem Verkündigungsauftrag. Damit kommt die entscheidende Seite des Glaubenslebens, die persönliche Betroffenheit und ihre Artikulation, zu kurz.

Demgegenüber sollte der neue Typ von Missionar darin kompetent sein (und kompetent gemacht werden), Gruppenprozesse anzuregen und zu begleiten, das Erzählen der Leute auszulösen und die Begegnung mit den Geschichten der Heiligen Schrift herbeizuführen. Sie müßten Leute sein, die in den Erzählstrom der anderen eingehen und ihre Nähe und ihre vermeintlich banalen Dinge des Lebens, von denen sie reden, aushalten. Gesucht sind also Missionare, die zuerst sich selbst

und ihre Glaubens- und Lebensgeschichte reflektiert haben. Gesucht sind Leute, die eine hohe Identität mit sich selbst gewonnen haben. Gesucht sind Leute, die sich nicht hinter den formalisierten Gebärden des Glaubens und der Mission verstecken, sondern bereit sind, ihre Person vor-kommen zu lassen.

An welche Personen ist also bei diesem neuen Typ von Missionaren gedacht? Zuerst an die hauptamtlichen Seelsorgerinnen und Seelsorger der Gemeinden, sodann an Frauen und Männer, die unter Berücksichtigung ihrer beruflichen wie familiären Situation und unter Ausnutzung ihrer beruflich-fachlichen Kompetenzen zu Förderern dieser missionarischen Prozesse unter Gruppen und Gemeinschaften werden. Denn nach unserer Meinung soll das Missionarische nicht weiterhin das Außerordentliche sein, das *ex definitione* nicht zum gewöhnlichen Lebensvollzug der Gemeinden gehört. Das Missionarische ist ihnen vielmehr so sehr eigen, zuzueignen, daß es nicht nur „alle heiligen Zeiten“ durch andere aktiviert werden darf.

Die Optionen für eine Reform der Mission haben noch nicht, wie jedermann merkt, den Charakter einer Reflexion einer bereits stattfindenden Praxis. In ihnen spricht sich bisher (nur) die prospektive pastorale Phantasie aus, die sich vor dem Hintergrund heute rezipierter pastoraler Prinzipien an der bisherigen Missionspraxis entzündet. Solche pastoralen Träume zu träumen und an ihrer Realisierung zu arbeiten, stellt aber einen wichtigen Teil pastoraltheologischer Reflexion dar.

ANMERKUNGEN

¹ Nur gelegentlich findet man dazu Beiträge, z. B. J. Hütter, Die Glaubensmission als Form außerordentlicher Seelsorge bei Alfons von Ligouri und heute, in: ThPQ 131 (1983) 35–45.

² Die Regionalvorstände der österreich., schweiz., süddt. und norddt. Arbeitsgemeinschaft für missionarische Dienste der Orden (AMDO) fassen jährlich in einer statistischen Übersicht die gehaltenen Missionen zusammen.

³ S. Knobloch, Missionarische Gemeindebildung. Zu Geschichte und Zukunft der Volksmission (Passau 1986) 117–144. ⁴ Ebd. 145–185.

⁵ J. B. Metz, Glaube in Geschichte und Gesellschaft. Studien zu einer praktischen Fundamentaltheologie (Mainz 1977) 44–74. ⁶ Stellungnahme der Dt. Bischofskonferenz zu den „Lineamenta“ für die Bischofssynode 1987.

⁷ Damit schloß sich die Bischofssynode nicht der bei Kard. Ratzinger (Zur Lage des Glaubens, München 1985, 47) deutlichen Tendenz an, den Begriff des „Volkes Gottes“ zugunsten des Begriffs „Leib Christi“ abzuschwächen.

⁸ E. Klinger, Der Laienkatholizismus – Die Kirche der Laien. Das Problem der Rezeption des Konzils, in: Pastoraltheol. Informationen 1/1986, 13–24.

⁹ P. Dürstfeld, Ende oder Neuanfang der Predigt?, in: Neue Wege der Verkündigung, hrsg. v. dems. (Düsseldorf 1983) 84–98. ¹⁰ P. M. Zulehner, Von der Versorgung zur Mystagogie, in: Leb. Seelsorge 33 (1982) 177–182.

¹¹ P. Wehrle, Kriterien für die pastorale Praxis. Ein dem Beirat der Konferenz der deutschsprachigen Pastoraltheologen vorgelegtes Thesenpapier (1984) 2.

¹² Erzähl mir deine Geschichte, hrsg. v. Dt. Katecheten-Verein (Freiburg 1983).

¹³ Theologie der Befreiung im Gespräch, hrsg. v. P. Eicher (München 1985). ¹⁴ P. M. Zulehner, J. Fischer, M. Huber, Sie werden mein Volk sein. Grundkurs gemeindlichen Glaubens (Düsseldorf 1985).

¹⁵ Mein Glaubensweg. Christen im Dienst der Kirche erzählen, hrsg. v. K. H. Schmitt (München 1985).

¹⁶ P. M. Zulehner, Von der Versorgung zur Mystagogie, 177–182; U. Ruh, Ein Lehrstück für die dt. Kirche. Der Dt. Katech. Kongreß in Freiburg, in: HK 37 (1983) 298–301; Erzähl mir deine Geschichte, a. a. O.; P. M. Zulehner, Denn du kommst unserem Tun mit deiner Gnade zuvor. Zur Theologie der Seelsorge heute. P. M. Zulehner im Gespräch mit Karl Rahner (Düsseldorf 1984); ders., J. Fischer, M. Huber, Sie werden mein Volk sein, a. a. O.

¹⁷ P. M. Zulehner, Von der Versorgung zur Mystagogie, 180.